



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

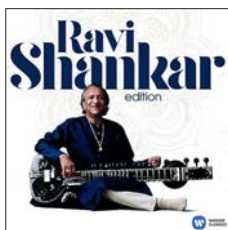
Avishai Cohen Big Vicious: Big Vicious; Avishai Cohen (tp, electr, synth), Uzi Ramirez (g), Yonatan Albalak (g, b), Aviv Cohen (dr), Ziv Ravitz (dr, live sampling) ECM

Von allen Pop- und Jazz-Dekaden des 20. Jahrhunderts gehörten die 80er-Jahre sicher zu den schauerlichsten. Retorten-Bands wie Village People, Boney M, Meat Loaf, Styx, Queen und ABBA kassierten ab, die Heuhaufen- und Krähen-Frisuren schossen ins Kraut, und Makeup-Artisten hatten rund um die Uhr zu tun. Bereits 1981 erreichte Laurie Anderson mit ihrem unsäglichem „O Superman“ den absoluten Tiefpunkt.

Der Jazz trudelte kopflos vor sich hin, während der Fusion-Virus allerorten für Kahlschlag sorgte. Selbst Miles Davis hangelte sich an einem letzten Comeback entlang. Avishai Cohen, Jahrgang 1978, bat seine Eltern als Achtjähriger um eine Trompete und nahm fleißig Unterricht. Zwei Jahre später saß er bereits in einer Big Band und tourte mit einem Sinfonieorchester, anschließend studierte er an der Berklee School.

Auf dem Album „Big Vicious“ wirft Avishai Cohen einen langen Blick zurück und sucht nach den Tonsuren seiner Kindheit. Mit ein paar Freunden von damals, die er vor sechs Jahren in Israel zusammentrommelte, bündelt Cohen die Sinneseindrücke von Parties, Reisen und Begegnungen, hochverdichtet in elf Stücke, die fast alle um die vier bis fünf Minuten lang sind. Dank starker Individuen wie Avishai Cohen ist dies kein hoffnungsloses Unterfangen, sondern eine klug durchdachte Erinnerungsarbeit. Die Besetzung mit zwei Gitarristen und zwei Drummer ließ gleich an John Stevens' grandioses Album „Mutual Benefit“ (1994) denken. Aber der israelische Bandleader Cohen hatte Pop, keinen avancierten Jazzrock im Ohr. Und so ist „Big Vicious“, wenn Miles Davis nochmal erhalten darf, mehr „Tutu“ als „Bitches Brew“, eine poetische Reise in die Vergangenheit.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

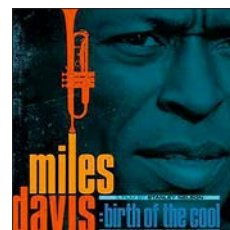
Ravi Shankar: Edition; Ravi Shankar (sitar), Alla Rakha (tabla), Yehudi Menuhin (v), Jean-Pierre Rampal (fl), London Symphony Orchestra/André Previn u. a. Warner Classics (5-CD-Box)

Zum 100. Geburtstag Ravi Shankars veröffentlicht Warner diese repräsentative Box mit 25-seitigem Beiheft (Liner-Notes in Englisch, Deutsch, Französisch). Die Aufnahmen stammen aus den mittsechziger bis frühachtziger Jahren, von britischen Labels, die heute der Major Company gehören. Den Akzent legte man auf die Begegnungen des weltberühmten Sitarvirtuosen und Meisters nordindisch-klassischer Musik mit Ikonen der westlichen Klassikwelt, doch auch die indische Raga-Tradition ist eindrucksvoll vertreten.

Letzterer sind zwei CDs gewidmet, eingespielt im Londoner Abbey Road Studio bzw. live in der New Yorker Carnegie Hall; begleitet wird Shankar von Tabla-Meister Alla Rakha. In der Carnegie Hall kommen Sarod-Eminenz Ali Akbar Khan und, als zweiter Tablaspieler, Alla Rakhas Sohn Zakir Hussein hinzu – ein Gipfeltreffen der hindustanischen Musik. Wenn sich der knapp 60-minütige „Raga Mishra Piloo“ vom Sitar-Intro über die Einführung des rhythmischen Zyklus (Tala) in improvisierte Reihumdialoge steigert, steigert sich parallel auch die Begeisterung im Konzertsaal.

Beispiele aus drei „West Meets East“-Alben dokumentieren Shankars Zusammenarbeit mit Yehudi Menuhin und Jean-Pierre Rampal, Meilensteine der Weltmusik. Frappierend, wie organisch sich hier die Musikwelten begegnen; Rampals klassische Querflöte klingt mitunter gar wie aus Holz oder Bambus. Nicht ganz so schlüssig geraten die „Concertos 1&2 for Sitar & Orchestra“ mit den Londoner Sinfonikern bzw. Philharmonikern unter André Previn bzw. Zubin Mehta. Doch allein der Versuch, indische Charakteristika (zum Beispiel Bordun-Ton) aufs Orchester zu übertragen, ist allemal reizvoll.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Miles Davis: Music From And Inspired By Miles Davis: Birth Of The Cool; Miles Davis (tp), John Coltrane, Wayne Shorter (ts), Herbie Hancock (p) u. a. Columbia Legacy / Sony Music

Kaum ein anderer Dokumentarfilm hinterlässt einen derart nachhaltigen Eindruck wie „Music From And Inspired by Miles Davis: Birth Of The Cool“. Egal, ob bei Fans des legendären Trompeters oder Cineasten, die seinen Namen bislang lediglich vom Hörensagen kannten. Fast jeder wird von der eindringlichen Wucht der Filmausschnitte, den seltenen Fotos, den Stories von Musikern, Zeitzeugen und den Schilderungen von Davis' Lebenspartnerinnen gebannt.

Was die Dokumentation des vielfach ausgezeichneten Stanley Nelson so überlegend macht, ist, dass man sofort spürt, wie intensiv er sich mit Davis' Musik auseinandergesetzt hat. Dies wird auch im Soundtrack erfahrbar, der ausschließlich Originalmusik von Miles Davis verwendet (der Titel „Inspired By Miles Davis“ bezieht sich darauf, dass dessen Musik Nelson zu seinem Film inspiriert hat). Wie ein idealer Sampler vermittelt er dem Hörer einen Einstieg in die stilistisch unterschiedlichen Aufnahmen des Trompeters. Das zieht sich von der Begegnung mit dem Bebop-Altsaxofonisten Charlie Parker in „Donna Lee“ bis zum coolen „Moon Dreams“ aus der geschichtsträchtigen „Birth Of The Cool“-Session. Davis' berühmte klassische akustische Quintette werden ebenso berücksichtigt wie seine Jazzrock-Abenteuer in „Miles Runs The Voodoo Down“ sowie in einem bislang unveröffentlichten Stück („Hail To The Real Chief“).

Die jeden Titel einleitenden Statements von Weggefährten wie Herbie Hancock, Wayne Shorter oder Rockmusikern wie Carlos Santana wecken Neugier auf die folgenden Stücke. Deutlich wird, dass sich fast niemand (Ausnahme: Ron Carter) den Vorstellungen des „Prince Of Darkness“ widersetzen konnte.

Gerd Filtgen



Musik

★★★★★

Klang

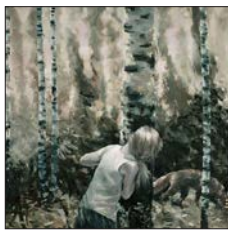
★★★★★

Claude Tchamitchian / Christophe Monniot / Tom Rainey: Poetic Power; Claude Tchamitchian (b), Christophe Monniot (as, ss), Tom Rainey (dr); émovance

Als Metapher schwebte dem Bassisten Claude Tchamitchian für sein neues Trio eine lange Wanderung vor. Mit der ganzen Vielfalt an Klängen, die drei Wanderer auf ihrem Weg begleiten: Wind, Wasser, Vogelrufen, Blätterrauschen etc. Tom Rainey lässt am Schlagzeug zum Auftakt ein Hagelgewitter niederprasseln, plastisch eingefangen von den alten Röhrenmikrofonen des Tonmeisters Gérard de Haro. Ein raffiniertes Bassriff animiert Christophe Monniot sodann, sein Sopranino querfeldein mäandern zu lassen. In La Buissonne in Pernes-les-Fontaines/F entstehen seit etwa 15 Jahren „live in the studio“ alle Tchamitchian-Alben für das eigene Plattenlabel émovance. Der Bandleader am wuchtig gespielten Kontrabass hat mit eigenen Ensembles viel Erfahrung, vom Quintett bis zum Tentett „Le Grand Lousadzak“; zudem tourt er ständig als Solokünstler und ist seit fast 20 Jahren im Andy Emler MegaOctet aktiv.

Für das erste Album seines neuen Trios hat er Stücke mit bewusst reduziertem Notenanteil und desto mehr Raum für die kollektive triangulare Improvisation geschaffen. Claudes Eltern waren beide Pianisten, sein armenischer Vater war sogar ein Schüler Alfred Cortots. Doch der 1960 in Paris geborene Sohn Claude verzichtet hier aufs Klavier. So ergibt sich ähnlich wie beim Ornette Coleman Trio (Hörteipp: „At The Golden Circle“) durch den Wegfall des Harmonieinstruments eine besondere Transparenz. Zarte Bass-Flageoletts hauchen durch „Shadows Breath“, stets atmet und inspiriert dieser Chamber-Jazz, alle drei sind sehr fokussiert auf die Aktion. Monniots lockrufartige Balkan-Anspielungen und sein Spiel mit der Elektronik sorgen für dramatische Momente inmitten dieses poetischen Flanierens.

Karl Lippegaus



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

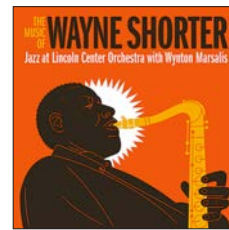
Kurt Elling: Secrets Are The Best Stories; Kurt Elling (voc), Danilo Pérez (p, el-p), Clark Sommers (b), Johnathan Blake (dr) u. a.; Edition / Membran

Längst hat Kurt Elling sich als einer der anspruchsvollsten Jazzvokalistinnen profiliert und geht konsequent seinen Weg. Statt auf Vokalartistik setzt er auf das Charisma seiner robust-masculinen Baritonstimme und ein breites Repertoire: Standards, Popsongs, Poetry-Vertonungen, angereichert mit Stilmitteln des Bebop (Scat, Vocalese). Unter Einfluss von Mark Murphy und dessen Faible für Jack Kerouac verfeinert er sein Poetry-basiertes Songwriting weiter und verknüpft es zunehmend mit Kommentaren zur Lage der Welt. Nach einer Kooperation mit Branford Marsalis („Upward Spiral“, „The Questions“) hat er sich jetzt mit dem Pianisten Danilo Pérez zusammengetan – eine kongeniale Verbindung.

Zwei Stücke sind den modernen Poeten Franz Wright und Robert Bly gewidmet, Ellings Lyrics spielen mit Referenzen an deren Werk; ein drittes, „Beloved“, borgt sich Titel und poetische Bilder von Toni Morrisons gleichnamigem Roman. Wo die Musik nicht von Pérez stammt, stützt Elling sich auf Komponisten, die es in sich haben (Jaco Pastorius, Wayne Shorter, Vince Mendoza) oder adaptiert das dreiteilige „Stages“ von Django Bates und Sidsel Endresen.

Im letzten Viertel des Albums legt er den Finger in eine Wunde der Trumpf-Politik, ist der berührende „Song Of The Rio Grande“ doch Vater und Tochter Oscar und Valeria Martinez aus El Salvador gewidmet, die beim Versuch, den Grenzfluss zu den USA zu überwinden, ertranken. Mit „Rabo de Nube“ des kubanischen Songwriters Silvio Rodriguez, einer Textversion von Mendozas „Esperança“ („Esperanto“) und einem „Epilogo“ von Pérez klingt das zuweilen textlastige, Konzentration fordernde Album aus.

Berthold Klostermann



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Jazz At The Lincoln Center Orchestra with Wynton Marsalis / Wayne Shorter: The Music Of Wayne Shorter; Wayne Shorter (ss, ts), Wynton Marsalis (tp) u. a.; Blue Engine Records / Galileo MC

Staunen ist der Anfang der Erkenntnis, wissen alle Philosophen. Erst wundert man sich, dass der nicht gerade als Freund des modernen Jazz bekannte Wynton Marsalis 2015 drei Abende mit seinem Jazz At The Lincoln Center Orchestra dem Saxofonisten Wayne Shorter widmete und dabei den damals 81-jährigen als Solisten prominent herausstellte. Dann geht man durch die zehn von diversen Bandmitgliedern farbenreich arrangierten Tracks und findet erstaunt keinen einzigen Shorter-Klassiker wie „Footprints“ oder „Nefertiti“. Um gleich darauf zu erkennen, dass die meisten Stücke aus der frühen Ära zwischen 1959 und 1966 stammen – und somit Marsalis-kompatibel sind.

Folglich schnurrt das mit astreinen Bläsern besetzte JLCO mit eindrucksvoller Eleganz wie ein Schweizer Uhrwerk in bester Big-Band-Tradition. Ob man aber in dem Opener „Yes Or No“, wo dessen Autor ein kurzes, der Startrompeter dagegen ein opulentes Solo hat, das Original von dem 1964er-Album „Juju“ erkennt, scheint fraglich. Am Piano bietet Dan Nimmer jedenfalls nur einen schwachen Abglanz des markanten McCoy Tyner, während der kompakte Bebop hier in offenere Strukturen aufgelöst wird. Interessanterweise gewinnt gleich darauf „Diana“ durch die Transformation ins Großformat, was auch für die beiden jüngsten Tracks gilt, „Endangered Species“ und „The Three Marias“ vom umstrittenen „Atlantis“ (1985).

Man registriert es ebenso staunend wie die für sein Alter verblüffend kraftvollen Soli von Wayne Shorter, wofür das einst mit Art Blakey eingespielte „Contemplation“ nur ein Beispiel ist. In 88 Minuten gibt es auf zwei Live-Scheiben so neue Einsichten in den Klangkosmos des großen Bläsers.

Sven Thielmann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

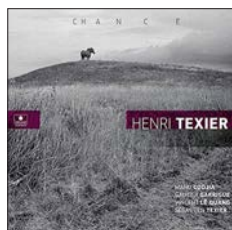
Joey Alexander: Warna; Joey Alexander (p), Larry Grenadier (b), Kendrick Scott (dr), Luisito Quintero (perc), Anne Drummond (fl); Verve / Universal

Als Joey Alexander im Oktober 2014 in New York „My Favorite Things“ aufnahm, war er gerade erst elf Jahre alt. Auch die drei nachfolgenden Alben des Piano-Wunderkinds, die ebenfalls auf Motema Music erschienen, bekräftigen die Einschätzung des Trompeters Wynton Marsalis: „Es hat noch nie jemanden gegeben, der in seinem Alter so spielen konnte“.

Der Ruhm, den Joey Alexander aufgrund der vielen positiven Kritiken sowie drei Grammy-Nominierungen auf sich vereinte, ist ihm nicht zu Kopf gestiegen. Offenbar lässt er sich auch durch den Wechsel zu einer großen Plattenfirma nicht von seinem Konzept abbringen. Bei „Warna“, seinem Debüt für Verve Records, trumpft er sogar mit einem weiteren Clou auf. Bislang setzte sich Alexander überwiegend mit Themen aus dem Modern-Jazz-Repertoire auseinander. Jetzt entpuppt sich der Pianist auch als äußerst fantasiereicher Komponist: Bis auf „Inner Urge“, einem Klassiker von Joe Henderson, und „Fragile“ von Sting, stammen die anderen zehn Titel von Alexander.

Für die Interpretation engagierte er mit dem Bassisten Larry Grenadier und dem Drummer Kendrick Scott erstklassige Begleitmusiker. In „Warna“, „Downtime“ und „Our Story“ sorgt zusätzlich noch der venezolanische Perkussionist Luisito Quintero für treibende afrokubanische Rhythmen. Eine weitere Klangfarbe kommt in „In Affirmation“ und „The Light“ durch die Flötistin Anne Drummond hinzu, die gefühlvoll mit Alexanders Spielweise kommuniziert. Wie gekonnt der Leader in seinen Improvisationen Raum zwischen den einzelnen Tönen lässt und – gepaart mit dem Groove der Rhythmusgruppe – Spannungsbögen aufbaut, ist faszinierend.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Henri Texier: Chance; Henri Texier (b), Sébastien Texier (as, cl), Vincent Lê Quang (ts, ss), Manu Codjia (g), Gautier Garrigue (dr); Label Bleu

Der Titel „Chance“, den der mittlerweile 75-jährige Mann am Kontrabass diesmal wählte, kann viel bedeuten. Henri Texier sagt, er habe mit so vielen Jazzgrößen gearbeitet und das Glück, noch immer musizieren zu können. Die Chance, wieder eine Band mit jungen Talenten aufzustellen. Um aufs Neue zu versuchen, seine Vision von Jazz, seine Antwort auf „die grassierende Dummheit in der Musik“ umzusetzen.

Noch immer spielt das bretonische Urgestein aus Paris voll auf Risiko, seine Musik durchweht jener rebellische Wind der Veränderung, den Texier anfangs bei Charlie Haden im Quartett Ornette Colemans vernahm. In vier von acht Stücken erfindet Texier wieder seine kleinen Melodien, die manchmal zu lächeln scheinen, die man aber nirgendwo sonst hört. Das Quintett, in dem zwei Holzbläser häufig unisono singen, katapultieren Gautier Garrigues federnde Drums und Manu Codjias „wolkiges“ Gitarrenspiel.

Im atmosphärischen Opener „Cinecittà“ breitet sich eine subtile Melancholie aus, wie Nebel über dem Fluss. Henris Sohn Sébastien schrieb diese Hommage an Fellini, der in 30 Jahren alle seine Meisterwerke in Cinecittà realisierte. Ein anderes, rhythmisch raffiniert konstruiertes Stück ist Pina Bausch gewidmet, der Choreografin der Grautöne. „Simone et Robert“ ist für Simone Veil, die den französischen Frauen das Recht auf Schwangerschaftsabbruch gab und für Robert Badinter, der die Todesstrafe abschaffte. Andere Stücke erinnern an den Sound seiner langlebigsten Formation Romano-Sclavis-Texier. Das Herzstück der Platte ist ein nicht mal zwei Minuten langes unbegleitetes Basssolo. Zwei Jahre nach „Sky Dancers“ ist Henri Texiers 20. Album unter eigenem Namen eine echte Werbung für den Jazz.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Peter Weiss Quintet: Palanga; Ryan Carniaux (tp, flh), Kristina Brodersen (as), Sebastian Sternal (p), Hendrika Entzian (b), Peter Weiss (dr); Klaeng

Will man dieses Quintett aus dem Rheinland vorstellen, muss man vom Jazzpool NRW reden, einem All-Star-Ensemble mit wechselndem Personal. Gegründet wurde es 1989 von dem Düsseldorfer Drummer Peter Weiss, der es bis heute leitet und um sich herum laufend erneuert. Als Musiker und Organisator ein echtes Urgestein der NRW-Szene, gewinnt er Mal für Mal die Besten des Landes, ob gestandene Bandleader oder herausragende Nachwuchstalente. Aus diesem kreativen Pool rekrutiert sich sein aktuelles Quintett, dem außer ihm selbst lauter Kölner angehören. Alle haben eigene Bands und Projekte, alle komponieren, und so steuert jede/r eine Nummer aus eigener Feder bei. Stücke von Weggefährten des Drummers sowie von Duke Ellington und Carla Bley runden das fein austarierte Modern-Jazz-Programm ab.

Das Titelstück, im Medium-Tempo und benannt nach dem litauischen Seebad Palanga, stammt von Altistin Kristina Brodersen. Die zweistimmige Frontline Alt/Trompete stellt ein eingängiges – nicht einfältiges – Post-Bop-Thema vor, um dann der Solofolge Raum zu geben: Brodersens kräftig-sonorem Alt, Ryan Carniaux' entspannt-souveräner Trompete, Sebastian Sternals harmonisch-rhythmisch attraktivem Klavierspiel.

Weiss selbst ist ein leiser Drummer, spielt sich nicht in den Vordergrund, zieht lieber von hinten die Fäden, gibt Struktur und bereitet der Band eine Bühne. Ihm ist wohl „Waltz For Pee Wee“ gewidmet, ein Stück von Gunnar Plümer, ein weiteres stammt von Wolfgang Engstfeld – seinen beiden Gefährten aus dem Trio Engstfeld/Plümer/Weiss. Und zum Ausklang: Carla Bleys Ohrschmeichler „Ida Lupino“. Schöner geht's kaum.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Wolfgang Muthspiel: Angular Blues; Wolfgang Muthspiel (g), Scott Colley (b), Brian Blade (dr); ECM / Universal

Im Vergleich zur Masse von Pianotrio-Einspielungen fällt die Anzahl, bei denen ein Gitarrist von einem Rhythmteam begleitet wird, ziemlich bescheiden aus. Welche vielschichtigen musikalischen Möglichkeiten sich mit diesem Format verwirklichen lassen, demonstrierte Wolfgang Muthspiel schon im Jahr 2014 mit seinem Trio-Debüt „Driftwood“.

Nach zwei ebenfalls bei ECM realisierten Quintett-Aufnahmen tauscht sich der österreichische Gitarrist auf „Angular Blues“ diesmal im Trio mit dem Bassisten Scott Colley und dem Drummer Brian Blade aus. Nach ihren Auftritten im Cotton Club, Tokyo, war die Gruppe bestens aufeinander eingespielt. Insofern machte es Sinn, danach die Aufnahme in der japanischen Metropole zu realisieren. Doch die endgültige Mischung erfolgte wie schon bei Muthspiels vorherigen Alben unter Mitwirkung von Manfred Eicher im südfranzösischen Studio La Buissonne.

Bis auf die beiden Standards „Everything I Love“ und „I’ll Remember April“ sind sämtliche Kompositionen von Muthspiel. Dabei setzt sich das Repertoire aus neun Stücken zusammen, von denen drei auf der akustischen Gitarre vorgestellt werden. Ein schönes Beispiel dafür ist „Wondering“. Nach kurzem Drum-Intro skizziert der Leader das Thema, dessen Melodie durch die markanten Figuren des Bassisten intensiviert wird. Das ebenfalls auf der akustischen Gitarre vorgetragene Stück „Hüttengriffe“ klingt wie eine in zarten Tönen vollzogene meditative Wanderung. Einen Kontrast dazu stellt „Ride“ dar: Hier greift Muthspiel zur E-Gitarre und lässt mit schnellen Improvisationen die virtuose Power des Bebop aufleben.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Cæcilie Norby: Portraying; Cæcilie Norby (voc), Leszek Mozdzer, Rita Marcotulli, Carsten Dahl (p), Nguyễn Lê (g), Lars Danielsson (b), Jon Christensen (dr) u.v.a.; ACT / Edel

Als flankierende Maßnahme zur ausgedehnten Dänemark-Tour im Frühjahr, die Cæcilie Norby für zwei, drei Abstecher auch nach Deutschland führen soll, legt ihr Münchner Label diese Anthologie vor, einen Querschnitt durch gut anderthalb Jahrzehnte in der Karriere der dänischen Sängerin, die vor ihrer Jazzlaufbahn bereits respektable Pop-Erfolge verbuchen konnte. Vor diesem Hintergrund ist es nur einleuchtend, dass sie – obwohl mit Songschreibertalent gesegnet – vorzugsweise auf Liedgut aus Rock und Pop zurückgreift. Der Großteil dieses Porträts besteht denn auch aus Interpretationen und Coverversionen von Material aus den Edelfedern internationaler Popmusik. Immerhin sechs von 16 Titeln werden erstmals veröffentlicht.

Mit zweien davon geht’s los: David Bowies „Andy Warhol“ und Bob Dylans „Life Is Hard“, eingespielt bei den Sessions zu „Silent Ways“ (2013) mit Hochkarätären wie Nguyễn Lê, dessen E-Gitarre Norbys Stimme und Leszek Mozdzers Klavier mit filigranen Fäden umgarnt. Aus der TV-Show „Toppen af Poppen“, dem dänischen Pendant zu „Sing meinen Song“, stammen „Sittin’ In A Window“ von der Rockband Big Fat Snake, das mit inbrünstigem Flamenco-Intro daherkommt, sowie das soulige „Pletfri Solskin/Spotless Sunshine“ von Producer/Remixer Chief 1.

Dolly Partons „Jolene“ schließlich passte nicht mehr auf das Album von Cæcilie Norbys Frauenband „Sisters in Jazz“ (2019), hier aber ergibt es, zusammen mit Ricky Lee Jones’ „Easy Money“, eine feine Kostprobe. Von „Bei mir bist du schoen“ bis „Hallelujah“ (Leonard Cohen) schlägt die Dänin einen weiten Bogen und findet zu jedem Song einen eigenen Dreh. Ganz schön vielseitig.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Sam Gendel: Satin Doll; Sam Gendel (sax), Gabe Noel (b), Philippe Melanson (electronic perc); Nonesuch / Warner

Sage niemand, dass es an der amerikanischen Westküste keine interessanten Jazzer gebe. Doch im Gegensatz zu dem großmäuligen Hünen Kamasi Washington ist Sam Gendel ein schlacksiger weißer Hipster. Was der nun auf seinem Nonesuch-Debüt „Satin Doll“ präsentiert, ist ein aberwitziges Konglomerat einer Handvoll legendärer Jazzklassiker in unerhört radikaler Neudeutung. Wozu passt, dass seine ansonsten höchst uninformativen Website verkündet, alles sei „ohne Mikrophone aufgenommen“ worden. Da fragt man sich schon, wie das bei einem Saxofon möglich sein soll, findet aber auch bei genauer Analyse einiger Session-Fotos keine befriedigende Antwort.

Nach Gebläse klingt nämlich nur partiell, was Sam Gendel aus seinem Instrument an verrückten Sounds holt. Andere verwursten Standards, er jagt sie zu blubbernden E-Bass-Fundamenten von Gabe Noel und rein elektronisch erzeugten Beats des Perkussionisten Philippe Melanson durch den Shredder. Immerhin erkennt man in den zu psychedelischem Charme zeretzten Fragmenten des Openers sofort Mango Santamarias „Afro Blue“. Der geräuschhafte Irrsinn hat Methode, denn nicht nur in dem flüchtig dekonstruierten Titletrack zu frickeligem Getucker muss man das Thema meist mit der Lupe suchen. Während seine vibrierende Version von „Goodby Pork Pie Hat“ mit Joni Mitchells Lyrics Synthesizer-generiert vokalisiert aufgeladen wird und „Stardust“ ein spektakuläres Sax in zarter Duftigkeit erkennen lässt.

Da glaubt man Gendel endgültig seine Ironie-freie Ernsthaftigkeit bei der Verarz tung großer Hits von Ellington bis Miles Davis, die er gnadenlos zu genialer Modernität aufblühen lässt. Puristen wird es grausen, alle anderen erleben eine Offenbarung von kathartischer Intensität.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Chris Gall & Bernhard Schimpelsberger:
Myriad; Chris Gall (p), Bernhard Schimpelsberger (perc); GLM / Soulfood

Sanfter als mit dem Vogelgezwitscher in den ersten Takten des Titelstücks kann man kaum eine Klangreise in die Welt pianistisch-perkussiver Dialogkunst beginnen. Kurz darauf startet Chris Gall am Flügel mit einem repetitiven Motiv in den tiefen Lagen, zu dem sich rasch eine flirrende Melodie gesellt, in die sich unisono gespielte Glockenspielklänge einweben. Die der Perkussionist Bernhard Schimpelsberger bald mit pulsendem Tabla-Getucker verstärkt, das auch die folgende, auf uralten Flamenco-Strukturen basierende Nummer „Segeriyua“ dominiert. Deren Flow leichtgängig einschwingt, wobei abgedämpfte Single-Notes markante Akzente setzen, bevor plötzlich hypnotischer Tastenzauber eine mitreißende Sogwirkung à la Esbjörn Svensson entfaltet, deren Kraftentfaltung jedoch rhythmisch interessant bald wieder gebremst wird, sodass dieses Kleinod sehr entspannt ausklingt.

Auch in den folgenden Tracks wird die heitere Atmosphäre von schwelgerischen, in ihrer Agogik fein abgestuften Pianoklängen grundiert, die mit delikaten Zutaten aus des Perkussionisten Zauberkasten von Cymbal-seligem Geklingel bis zu pointiertem Drumming prachtvoll gewürzt wird. Dass der in London lebende Österreicher dabei an Trilok Gurtu erinnert – zweimal, so auf „The Wheel“, singt er gar dem großen Kollegen zum Verwechseln gleich –, spricht eher für ihn und wie sehr ihn seine Lehrjahre in Indien bei dem Tabla-Meister Pandit Suresh Talwalkar geprägt haben.

Überraschenderweise gibt es mit „In A Landscape“ auch ein Stück von John Cage, dessen verträumt-meditativen Charakter zu komplex-unsymmetrischer Motivik sich die beiden Musiker überzeugend zu eigen machen. Ein reizvolle Klangreise, die mit einer zarten Kalimba-Melodie anrührend endet.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jazzrausch Bigband: Beethoven's Breakdown; Kollektiv + Roman Sladek (tb, ld), Leonhard Kuhn (comp, arr, electr), Nils Landgren (tb); ACT / Edel

Angeichts ihrer selbstverlegten Scheibe „Bruckners Breakdown“ von 2016 darf man davon ausgehen, dass der nun apostrophierte Zusammenbruch zum Titanen-Jubel sich eigenem Interesse der Jazzrausch-Masterminds Roman Sladek und Leonhard Kuhn verdankt – und nicht etwa kommerziellen Erwägungen ihres Labels ACT. So oder so dürfte das wegweisende Münchener Kollektiv, das sich aus 40 Musikern inklusive einiger Damen speist, mit „Beethoven's Breakdown“ Erfolge weit über die Jazzszene hinaus feiern. Schließlich spielt diese hammerharte Big Band rein akustisch fabrizierten Techno, den lediglich ihr genialer Arrangeur Leonhard Kuhn mit dezenten Electronics anfettet.

Was ein hypnotischer, mächtig in die Beine gehender Rausch ist, wie sich schon nach wenigen Takten zeigt. Denn nur kurz leuchtet die vom Blech delikat offerierte Ohrwurm-Melodie der von ihrem Schöpfer nicht sonderlich geschätzten „Mondschein“-Sonate, um flott von treibenden Beats abserviert und in unerhörte Gefilde getragen zu werden. Was man ebenso wie das folgende „Allegretto“ der Sinfonie Nr. 7 in Beethoven-tauglicher Lautstärke genießen sollte. Und dabei jede Menge feiner Details entdecken kann, würzen doch vor allem die Bläser das groovige Gebräu immer wieder mit eindrucksvollen Soli.

Dass ACT-Star Nils Landgren das zentrale Opus dieser Dancefloor-Scheibe – Leonhard Kuhns fabelhafte vierteilige „Sonata in Fm“ à la Ludwig – posaunistisch adelt, ist wahrlich nett, wäre aber auch aus eigener Kraft möglich gewesen. Mit einer aberwitzigen Neudeutung der ersten beiden Sätze des Streichquartetts op. 131 ist „Beethoven's Breakdown“ perfekt. Und der Jazzrausch-selige Hörer halb taub.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Kristjan Randalu, Dave Liebman:
On Mussorgsky; Kristjan Randalu (p), Dave Liebman (ss); BMC / Galileo Music

Von der Existenz des bizarren Werkes, das Modest Mussorgski 1874 geschrieben hatte, erfuhr man als Rockfan erst knapp 100 Jahre später: In einem fulminanten Konzert aus Newcastle präsentierten Emerson, Lake & Palmer 1971 mit „Pictures At An Exhibition“ einige Teile aus dem Klavierzyklus, den Mussorgski zu Bildern seines Freundes Viktor Hartmann verfasst hatte, und der von renommierten Musikexperten des späten 19. Jahrhunderts total verrissen wurde. Über das Fehlurteil kann man heute nur den Kopf schütteln oder lachen, steckt doch so viel hochverdichtete Musik in diesen Miniaturen. Immer wieder fühlten sich Musiker ganz unterschiedlicher Provinienz davon angelockt, seit 1953 auch Jazzmusiker wie Ralph Burns und später Allyn Ferguson.

Der Ex-Miles-Davis-Saxofonist Dave Liebman hatte noch nie Berührungsängste, und Kristjan Randalu aus Tallinn ist ein ausgezeichnete Pianist wie Mussorgsky einer war. Das zeigen unter anderem die subtile Abstufung der Töne, die Gesanglichkeit im Anschlag und seine Expressivität.

Ab „Das alte Schloß“ lösen sich die beiden von der Vorlage, ohne je den narrativen Faden zu zerreißen. Liebman's wunderbarer Sound haucht jedem neuen Tonbild Seele ein. Als skurril, sprunghaft, schräg, kindlich verspielt und äußerst lebhaft entpuppt sich der Rundgang durch eine Ausstellung, zu dem auch ein „Ballett der unausgeschlüpften Küken“ gehört. Ein kurzweiliges und durchweg stimulierendes Hörerlebnis. Denselben Ansatz verfolgten Javier Girotto und Michele Campanella auf ihrem ebenso hörenswerten Album „Vers la grande porte de Kiev“ (CamJazz, 2018).

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

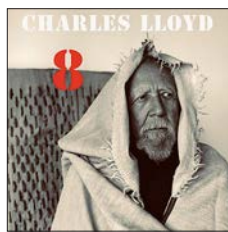
Al Di Meola: Across The Universe; Al Di Meola (g, b, key, dr, perc), Amit Kavithar (tabla), Hernan Romero (g) u. a.; Gäste: Randy Brecker (tp), Fausto Beccalossi (acc); Ear / Edel

Gibt es einen Gitarristen, der in den 1960er-Jahren anfang, aber nicht von den Beatles beeinflusst gewesen wäre? Al Di Meola, Jahrgang 1954, kam durch die „Fab Four“ erst auf die Idee, Gitarre zu lernen, und ihre Musik ließ ihn nie mehr los. Was er jetzt mit einem neuerlichen Beatles-Tribut bekräftigt. Auf „All Your Life“, seinem ersten Streich (2013), ging er die Sache weitgehend solo und „unplugged“ an, indem er auf diversen Akustikgitarren ein gutes Dutzend Lennon-McCartney-Songs einspielte, unterstützt nur durch Overdubs und karge Perkussion im Flamenco-Stil.

Diesmal hat er's lieber aufwendiger, und schon klingt „Across The Universe“ zuweilen nach „too much“. Im Homestudio spielte Di Meola das meiste selber ein, auch E- und Bassgitarre, Keyboard, Drums und Perkussion. Ein Tabla-, ein Akkordeonspieler sowie Co-Producer Hernan Romero schaffen „World“- oder Flamenco-Kolorit, für eine Trompeteneinlage im Mariachi-Sound schaut Randy Brecker kurz rein („I'll Follow The Sun“) – gerade dies oder auch „Yesterday“ sind Beispiele, wie Di Meola die bekannten, scheinbar schlichten Beatles-Melodien durchaus mal klar und ohne Beiwerk belassen kann.

Anderswo aber geht's mit ihm durch: Rasante Läufe, virtuoses Gezupfe, vertrackte Spielereien, Bläser- und Streicherpolster, dies alles komplex geschichtet und verwoben – ein hyperaktiver Guitarrero im Dialog mit sich selbst. Bei „Strawberry Fields“ und „Norwegian Wood“ komponiert er neue Passagen hinzu, drei „Abbey Road“-Nummern fasst er zur „Golden Slumber Suite“ zusammen. Geradezu irritierend aber wirkt die übertriebene Trennung der Stereokanäle. Ob's am Self-Made-Recording liegt?

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Charles Lloyd: 8: Kindred Spirits – Live From The Lobero Theatre; Charles Lloyd (ts), Gerald Clayton (p), Julian Lage (g), Reuben Rogers (b), Eric Harland (dr) Blue Note / Universal

Das im 18. Jahrhundert errichtete, geschichtsträchtige Lobero Theatre in Santa Barbara gehört in Kalifornien zu den historischen Stätten. In dem ursprünglich als Opernhaus genutzten Gebäude finden heute kulturelle Events statt. Am 15. März 2018 feierte Charles Lloyd dort seinen 80. Geburtstag. In einem grandiosen Konzert standen exemplarische Kompositionen des Saxophonisten im Fokus des Geschehens.

Nach hervorragenden Aufnahmen für Columbia Records als Leader nahm Charles Lloyds Karriere mit „Dream Weaver“, seinem Platten-Debüt auf Atlantic (1966), Fahrt auf. Dieses Thema stellt er auch an den Anfang des Events. Seine hymnischen Tenorsax-Chorusse werden von dem Pianisten Gerald Clayton und dem Gitarristen Julian Lage mit stimmungsvollem Akkord- und Einzelnotenspiel dramatisiert. In seiner packenden Improvisation sind Vokaleffekte und Rhythm 'n' Blues-Phrasen verwoben. Julian Lage schließt sich mit einem an melodischen Stimmungsbildern reichen Solo an. Nach diesen aktionsreichen Abläufen bringt Clayton mit beherrschten Tönen Ruhe ins Geschehen.

In dem feierlichen „Requiem“ sind bis auf den Drummer solistisch alle Musiker beteiligt. Besonders gut gefallen mir hier Reuben Rogers subtile Bassfiguren wie auch die rhythmischen Muster, die der Drummer Eric Harland in „Part 5, Ruminations“ kreiert.

Leider ist auf der vorliegenden CD plus DVD nur ein Drittel des Konzerts dokumentiert. Wer es komplett erwerben will, muss für das Super-Deluxe-Set mit drei LPs plus zwei CDs, Konzert-DVD und Hardcover-Buch finanziell tief in die Tasche greifen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Malia: The Garden Of Eve; Malai (voc), Lars Cölln (g, b), Nis Kötting (wurlitzer, org, p), Tommy Baldu (dr, perc) u. a.; MPS / Edel

Als die in Malawi geborene Sängerin Malia 2002 ihren gefeierten Erstling „Yellow Daffodils“ veröffentlichte, da waren der damals 24-jährigen die Schuhe einer neuen Diva des Soul-Jazz, zu der sie so mancher hochstilisierte, noch etwas arg groß. 18 Jahre und sieben Tonträger später ist ihr Ausdrucksvermögen zu erwachsener Geschmeidigkeit in jugendlicher Frische gereift, wie das sorgfältig mit allen Mitteln moderner Studiotechnik inszenierte Album „The Garden Of Eve“ in überzeugender Brillanz zeigt.

Woran ihre verblüffend kleine Band erheblichen Anteil hat. Denn zum energetisch-markanten Drumming von Tommy Baldu zeichnet der vielseitige Tastenmann Nis Kötting an Wurlitzer und Orgel kraftvolle, vom grandiosen Gitarristen Lars Cölln hinreißend dekorierte Fundamente für Malia, deren Motto hier lautet: „The Lady Sings The Blues“. Und dies in zehn Originals plus zwei Klassikern des Genres in kunstvoll verhaltener Stimmführung und einer verblüffend heiteren Lässigkeit, die einen an einen alten Witz erinnert: Wie geht ein Blues-Song rückwärts? Die Flasche ist voll, die Frau ist da, ich habe Arbeit ...

Denn von wegen „The Thrill Is Gone“, das hier auf Platz 3 munter seine Interpretin Lügen straft. Die hatte davor schon optimistisch „Hope“ und mit ihren fabelhaften Begleitern Neo-Country-Feeling als „Last Show“ verbreitet. Endgültig von Malias unnostalgisch gewitztem „Thrill“ gepackt ist man spätestens beim jazzig tänzelnden „Me & My Girlfriend“, dem Joo Kraus eine rauchig verschattete Trompete auflegt. Über „Lord, I Feel So Bad“, das cool durch die Prairie rumpelt, muss die Sängerin sogar selber lachen, die ihre soulige Scheibe mit Robert Johnsons „Love In Vain“ eindrucksvoll krönt.

Sven Thielmann